

Leseprobe aus:

Siri Hustvedt
Was ich liebte

(S. 9 - 16)



Gestern fand ich Violets Briefe an Bill. Sie fielen zwischen den Seiten eines seiner Bücher heraus und flatterten zu Boden. Ich wusste seit Jahren von diesen Briefen, doch weder Bill noch Violet hatten mir je erzählt, was darin stand. Sie hatten mir nur erzählt, Bill habe, unmittelbar nachdem er den fünften und letzten gelesen hatte, sich seine Ehe mit Lucille noch einmal durch den Kopf gehen lassen, die Haustür in der Greene Street hinter sich zugeschlagen und sei schnurstracks zu Violets Wohnung im East Village gegangen. Als ich die Briefe in der Hand hielt, spürte ich das nachhaltige Gewicht jener Dinge, die verzaubert sind, weil man immer wieder Geschichten darüber gehört hat. Meine Augen sind schlecht geworden, und ich brauchte eine ganze Weile, um die Briefe zu lesen, doch es gelang mir, jedes Wort zu entziffern. Als ich sie aus der Hand legte, wusste ich, dass ich heute anfangen würde, dieses Buch zu schreiben.

«Während ich im Atelier auf dem Fußboden lag», schrieb Violet im vierten Brief, «habe ich dich beobachtet, wie du mich maltest. Ich betrachtete deine Arme, deine Schultern und vor allem deine Hände, die die Leinwand bearbeiteten. Ich wollte, du hättest dich umgedreht, wärst zu mir gekommen und hättest meine Haut so gerieben, wie du das Gemälde riebst. Ich wollte, du hättest deinen Daumen so fest gegen mich gepresst wie gegen das Bild, und ich dachte, ich würde verrückt, wenn du es nicht tätest, aber ich wurde nicht verrückt, und du hast mich nicht berührt, kein einziges Mal. Du hast mir nicht einmal die Hand gegeben.»

Das Gemälde, von dem Violet sprach, sah ich zum ersten Mal

vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren in einer Galerie in der Prince Street in SoHo. Damals kannte ich weder Bill noch Violet. Die meisten Bilder der Gruppenausstellung waren blutleere minimalistische Arbeiten, die mich nicht interessierten. Bills Gemälde hing allein an einer Wand. Ein großes Format, eins achtzig mal zwei fünfzig. Mit einer auf dem Boden eines leeren Raumes liegenden jungen Frau. Sie stützte sich auf einen Ellbogen und schien etwas außerhalb des Bildes zu betrachten. Von dort strömte helles Licht in den Raum und beleuchtete ihr Gesicht und ihre Brust. Ihre rechte Hand lag auf dem Schambein, und als ich näher trat, sah ich, dass sie ein kleines Taxi in der Hand hielt – eine Miniaturausgabe des allgegenwärtigen Yellow Cab, das die Straßen von New York hinauf- und hinunterfährt.

Es dauerte eine Weile, bis mir bewusst wurde, dass sich in Wirklichkeit drei Personen auf dem Bild befanden. Ganz weit rechts, wo die Leinwand dunkel war, bemerkte ich eine aus dem Gemälde heraustretende Frau. Innerhalb des Rahmens waren nur ihr Fuß und ihr Knöchel zu sehen, doch der Slipper, den sie trug, war mit ungeheurer Sorgfalt wiedergegeben, und als ich ihn erst entdeckt hatte, musste ich immer wieder hinsehen. Die unsichtbare Frau wurde genauso wichtig wie die, die das Bild beherrschte. Die dritte Person war nur ein Schatten. Einen Augenblick hielt ich diesen Schatten für meinen eigenen, doch dann begriff ich, dass der Künstler ihn hineingemalt hatte. Die schöne Frau, die nur ein Männer-T-Shirt trug, wurde von jemandem außerhalb des Bildes angesehen, einem Betrachter, der genau dort zu stehen schien, wo ich stand, als ich das Dunkel bemerkte, das über ihren Bauch und ihre Schenkel fiel.

Rechts von dem Gemälde las ich auf dem kleinen getippten Pappschild: *Selbstporträt* von William Wechsler. Zuerst dachte ich, das sei ein Scherz des Künstlers, doch dann besann ich mich anders. War der Titel, im Zusammenhang mit einem Männernamen, ein Hinweis auf etwas Weibliches in ihm oder auf eine

Dreigespaltenheit? Vielleicht hatte die versteckte Erzählung von zwei Frauen und einem Betrachter unmittelbar mit dem Künstler zu tun, oder der Titel bezog sich gar nicht auf den Inhalt des Bildes, sondern auf seine Form. In einigen Teilen des Gemäldes versteckte sich die malende Hand, in anderen machte sie auf sich aufmerksam. Sie verschwand in der fotografisch genauen Illusion des Gesichts der Frau, in dem Licht, das durch das unsichtbare Fenster hereinströmte, und im Hyperrealismus des Schuhs. Das lange Haar der Frau jedoch war ein Gewirr pastoser Farben mit kraftvollen Tupfern Rot, Grün und Blau. Um den Schuh und den Knöchel fielen mir dicke Streifen Schwarz, Grau und Weiß auf, die wohl mit einem Spachtel aufgetragen waren, und in diesen dichten Pigmentstrichen sah ich Spuren, die der Daumen eines Menschen hinterlassen hatte. Anscheinend war sein Gestus jäh, ja ungestüm gewesen.

Dieses Bild hängt nun hier bei mir, in diesem Zimmer. Wenn ich den Kopf drehe, sehe ich es, obwohl es sich durch mein schwächer werdendes Sehvermögen verändert hat. Etwa eine Woche nachdem ich es erblickt hatte, kaufte ich es für zweitausendfünfhundert Dollar. Erica stand nur wenige Schritte von dort entfernt, wo ich jetzt sitze, als sie sich das Gemälde zum ersten Mal ansah. Sie studierte es in aller Ruhe und sagte: «Es ist, als betrachtete man den Traum eines anderen, findest du nicht?»

Als ich mich dem Bild zuwandte, bemerkte ich, dass seine Stilmischung und sein veränderliches Zentrum tatsächlich an die Verzerrungen in Träumen erinnerten. Der Mund der Frau war leicht geöffnet, und ihre Schneidezähne standen etwas vor. Der Künstler hatte sie strahlend weiß und ein bisschen zu lang gemalt, fast wie die eines Tieres. Dann bemerkte ich die Prelung direkt unter ihrem Knie. Ich hatte sie schon vorher gesehen, doch in jenem Augenblick wurden meine Augen von ihrer violetten, am Rand gelbgrünen Färbung angezogen, so als wäre diese kleine Blessur das eigentliche Thema des Gemäldes. Ich

ging hin, legte meinen Finger auf die Leinwand und zog den Umriss des blauen Flecks nach. Die Geste erregte mich. Ich drehte mich um und sah Erica an. Es war ein warmer Septembertag, sie hatte bloße Arme. Ich beugte mich über sie und küsste die Sommersprossen auf ihren Schultern, dann hob ich ihr Haar an und küsste die zarte Haut auf ihrem Hals. Ich kniete mich vor sie, schob ihren Rock hoch, fuhr mit den Fingern und dann mit der Zunge über ihre Schenkel. Ihre Knie gaben etwas nach. Sie zog ihren Slip aus, warf ihn lächelnd aufs Sofa und drückte mich sanft nach hinten auf den Boden. Sie setzte sich ritlings auf mich, und als sie mich küsste, fiel ihr Haar über mein Gesicht. Dann lehnte sie sich zurück und zog T-Shirt und BH aus. Ich liebte es, meine Frau in dieser Stellung zu sehen. Ich berührte ihren Busen und zeichnete mit dem Finger ein vollkommen rundes Muttermal auf ihrer linken Brust nach, ehe sie sich wieder über mich beugte. Sie küsste mich auf die Stirn, die Wangen, das Kinn und nestelte dann am Reißverschluss meiner Hose.

Zu jener Zeit lebten Erica und ich in einem Zustand fast ständiger sexueller Erregung. Nahezu alles konnte eine wilde Orgie auf dem Bett, dem Fußboden auslösen, einmal sogar auf dem Esszimmertisch. Seit der High School waren in meinem Leben Freundinnen gekommen und gegangen. Ich hatte kurze und längere Beziehungen gehabt, doch immer waren lange Pausen dazwischen gewesen – Durststrecken ohne Frauen und Sex. Erica meinte, die Entbehrung habe einen besseren Liebhaber aus mir gemacht, ich hielt den Körper einer Frau nicht für selbstverständlich. An jenem Nachmittag liebten wir uns jedenfalls wegen des Bildes. Ich habe seither oft darüber nachgedacht, warum die Darstellung einer Wunde an einem Frauenkörper erotisch auf mich gewirkt haben mochte. Später sagte Erica, sie glaube, meine Reaktion habe etwas mit dem Wunsch zu tun, auf dem Körper des anderen ein Mal zurückzulassen. «Haut ist zart», sagte sie. «Sie lässt sich leicht schneiden und quetschen.

Sie sieht nicht so aus, als wäre sie geschlagen worden oder so. Es ist ein gewöhnlicher kleiner blauer Fleck, doch durch die Art, wie er gemalt ist, fällt er auf. Sieht so aus, als hätte der Maler es gern getan; als hätte er dort eine kleine Verletzung anbringen wollen, die ewig bleibt.»

Erica war damals vierunddreißig. Ich war elf Jahre älter, und wir hatten ein Jahr zuvor geheiratet. Wir waren in der Butler Library der Columbia University buchstäblich übereinander gestolpert. Es war an einem späten Samstagvormittag im Oktober, und die Gänge zwischen den Bücherregalen waren größtenteils leer. Ich hatte ihre Schritte gehört, hatte ihre Gegenwart hinter den verschwommenen Buchreihen gespürt, die von einem leise brummenden Timer-Licht trübe beleuchtet wurden. Ich fand das gesuchte Buch und ging zum Aufzug. Außer dem Summen hörte ich nichts. Ich bog um die Ecke und stolperte über Erica, die am Kopfende des Regals auf dem Boden saß. Es gelang mir, auf den Füßen zu bleiben, doch meine Brille fiel herunter. Sie hob sie auf, und im selben Augenblick, als ich mich bückte, um sie entgegenzunehmen, stand Erica auf und stieß mit dem Kopf gegen mein Kinn. Sie sah mich lächelnd an. «Wenn das so weitergeht, können wir zusammen in einer Slapstick-Nummer auftreten.»

Ich war über eine hübsche Frau gestolpert. Sie hatte einen großen Mund und kinnlanges, dichtes dunkles Haar. Ihr enger Rock war bei unserem Zusammenstoß hochgerutscht, und als sie ihn hinunterzog, warf ich einen flüchtigen Blick auf ihre Schenkel. Nachdem sie den Rock zurechtgezupft hatte, sah sie zu mir auf und lächelte wieder. Bei diesem zweiten Lächeln zitterte ihre Unterlippe sekundenlang, und ich hielt dieses kleine Anzeichen von Nervosität oder Verlegenheit für ein Indiz, dass

sie nichts gegen eine Einladung haben würde. Ich bin mir ganz sicher, dass ich mich ohne dieses Lächeln schlicht entschuldigt hätte und gegangen wäre. Doch das flüchtige Zittern ihrer Lippe enthüllte etwas Weiches in ihrem Charakter und ließ aufblitzen, was ich für ihre sorgsam gehütete Sinnlichkeit hielt. Ich fragte sie, ob sie einen Kaffee mit mir trinken gehen würde. Aus dem Kaffee wurde ein Mittagessen, daraus ein Abendessen, und am nächsten Morgen erwachte ich im Bett meiner alten Wohnung am Riverside Drive neben Erica Stein. Sie schlief noch. Durch das Fenster fiel Licht auf ihr Gesicht und ihr Haar. Sehr behutsam legte ich ihr die Hand auf den Kopf. Ich ließ sie mehrere Minuten dort liegen, während ich Erica ansah und hoffte, sie würde bleiben.

Inzwischen hatten wir stundenlang geredet. Es stellte sich heraus, dass Erica und ich derselben Welt entstammten. Ihre Eltern waren deutsche Juden, die Berlin 1933 als Teenager verlassen hatten. Ihr Vater wurde ein bekannter Psychoanalytiker, ihre Mutter Sprecherzieherin an der Juilliard School. Sie waren beide tot. Sie starben im Abstand von wenigen Monaten im Jahr bevor ich Erica traf, im Jahr, in dem auch meine Mutter starb: 1973. Ich bin in Berlin geboren und lebte dort bis zu meinem fünften Lebensjahr. Meine Erinnerungen an die Stadt sind bruchstückhaft; einige mögen falsch sein, Bilder und Geschichten, die ich mir nach dem zusammenreimte, was meine Mutter mir über meine frühe Kindheit erzählte. Erica wurde auf der Upper West Side geboren, wo auch ich mit meinen Eltern nach drei Jahren in einer Wohnung im Londoner Stadtteil Hampstead landete. Erst Erica brachte mich dazu, die West Side und meine gemütliche Wohnung nahe der Columbia University zu verlassen. Ehe wir heirateten, sagte sie mir, sie wolle «emigrieren». Als ich sie fragte, was sie damit meine, sagte sie, es sei an der Zeit, die Wohnung ihrer Eltern in der West 82nd Street zu verkaufen und die lange U-Bahn-Fahrt nach Downtown anzutreten. «Hier oben rieche ich den Tod», sagte sie, «Antisepti-

sches, Krankenhäuser und altbackene Sachertorte. Ich muss hier weg.» Erica und ich verließen das vertraute Terrain unserer Kindheit und steckten weiter südlich unter den Künstlern und Bohemiens ein neues Revier ab. Mit dem Geld, das wir von unseren Eltern geerbt hatten, kauften und bezogen wir einen Loft in der Greene Street zwischen Canal und Grand.

Das neue Viertel mit seinen leeren Straßen, niedrigen Gebäuden und jungen Mietern befreite mich von Fesseln, die ich bis dahin gar nicht als beengend empfunden hatte. Mein Vater starb 1947, im Alter von nur dreiundvierzig Jahren, doch meine Mutter lebte weiter. Ich war ihr einziges Kind, und nach dem Tod meines Vaters lebten meine Mutter und ich mit seinem Geist zusammen. Meine Mutter wurde alt und arthritisch, mein Vater jedoch blieb jung, brillant und viel versprechend – ein Arzt, der alles Mögliche hätte erreichen können. Aus diesen Möglichkeiten wurden für meine Mutter Tatsachen. Sechsundzwanzig Jahre lang lebte sie mit meines Vaters verlorener Zukunft in derselben Wohnung in der 84th Street zwischen Broadway und Riverside Drive. In meiner Anfangszeit als Hochschullehrer redete mich hin und wieder ein Student mit «Dr. Hertzberg» statt mit «Herr Professor» an, und ich musste unweigerlich an meinen Vater denken. In Soho zu leben löschte meine Vergangenheit nicht aus und führte kein Vergessen herbei, doch wenn ich um eine Ecke bog oder eine Straße überquerte, war da nichts, was mich an meine Kindheit und Jugend als Vertriebener erinnerte. Erica und ich waren die Kinder von Emigranten aus einer untergegangenen Welt. Unsere Eltern waren assimilierte Mittelschichtjuden, für die das Judentum eine Religion war, die ihre Urgroßeltern praktiziert hatten. Vor 1933 hatten sie sich als «jüdische Deutsche» betrachtet, ein Terminus, der heute in keiner Sprache mehr so richtig existiert.

Als wir uns kennen lernten, war Erica Dozentin für Englisch an der Rutgers University, und ich lehrte bereits seit zwölf Jahren im Fachbereich Kunstgeschichte der Columbia University.

Ich hatte in Harvard promoviert, sie an der Columbia, was erklärte, weshalb sie an jenem Samstagmorgen mit einem Ehema-ligenausweis in der Bibliothek herumliefe. Ich war schon öfter verliebt gewesen, doch fast immer hatte ich irgendwann einen Punkt des Überdrusses und der Langeweile erreicht. Erica langweilte mich nie. Sie ärgerte und reizte mich manchmal, aber sie langweilte mich nie. Ericas Kommentar zu Bills Selbstbildnis war typisch für sie – einfach, direkt und scharfsinnig. Ich habe nie auf Erica herabgesehen.

Ich war viele Male an der Bowery 89 vorbeigegan-gen, ohne je stehen zu bleiben und mir das Haus anzusehen. Der heruntergekommene vierstöckige Klinkerbau zwischen Hester und Canal Street war nie mehr als das schlichte Quartier eines Großhandelsgeschäfts gewesen, doch als ich dorthin kam, um William Wechsler zu besuchen, waren jene Tage bescheide-ner Achtbarkeit längst vorbei. Die Fenster der einstigen Laden-fassade waren mit Brettern zugenagelt, und die schwere Eisentür war so zerkratzt und verbeult, als hätte jemand sie mit einem Hammer bearbeitet. Ein bärtiger Mann mit irgendetwas Alko-holischem in einer Tüte lag auf der einzigen Treppenstufe her-um. Er grunzte mich an, als ich ihn bat, beiseite zu rücken, und entfernte sich dann halb rollend, halb rutschend von der Treppe.

Mein erster Eindruck von Menschen wird oft von dem über-lagert, was ich später erfahre, doch bei Bill ist mir während unserer ganzen Freundschaft zumindest eine Erinnerung an diese ersten Sekunden geblieben. Bill hatte Ausstrahlung – jene geheimnisvolle Anziehungskraft, die Fremde verführt. Als er mir die Tür öffnete, sah er fast genauso verlottert aus wie der Mann auf der Treppe. Er hatte einen Zweitgebart. Das dichte